

Die Rebellion der Unvernunft

Über die Sehnsucht nach dem Unverwertbaren

Morten Schlothauer

Leseprobe

Books on Demand, Hamburg · ISBN 978-3-696-37141-8

Paperback, 148 Seiten, 13,5 × 21,5 cm

10,48 € (D) · 9. September 2026

www.morten-schlothauer.de

INHALT

Prolog: Übergänge.....	7
Einleitung.....	13
Teil 1: Anamnese	17
I. Befund einer Gesellschaft in der Krise.....	18
II. Die Flüchtlingsfrage – Projektion der Ängste	22
III. Die Pandemie – Das kurze Gedächtnis der Solidarität.....	25
IV. Der Klimawandel – Unvermögen zur Transformation	28
V. Die Wiederkehr des Irrationalen	32
Teil 2: Pathogenese	36
VI. Instrumentelle Vernunft und ihre Totalisierung.....	37
VII. Unvernunft als Widerstand – Regressiv oder befreiend?.....	48
VIII. Instrumentelle Vernunft aus Sicht der Systemtheorie.....	59
IX. Moral und Politik – Die verdrängte dritte Ordnung	64
Teil 3: Diagnose	71
X. Entfesselte Finanzmärkte und neue Rentenökonomie.....	72
XI. Die digitalen Latifundien der Plattformökonomie	79
XII. Das Recht – Normen ohne Maß und Mitte	83
XIII. Bildung – Die Fabrik der instrumentellen Vernunft.....	88
XIV. Der Körper – Signale des Widerstandes	95
XV. Die Sprache – Verwaltete Rede.....	101
XVI. Der Verlust des Anderen – Transzendenz und Utopie	107

Teil 4: Therapievorschläge – Wege zum Unverwertbaren	115
XVII. Indikation	116
XVIII. Übungen des Unverwertbaren	118
XIX. Das Dionysische zurückgewinnen	124
XX. Die Vernunft der Verständigung	128
XXI. Institutionen der Verständigung	133
XXII. Die kleinen Schritte	135
Quellennachweise	138

PROLOG: ÜBERGÄNGE

Dieser Text ist nicht der Theorie geschuldet, sondern dem Leben. Die Anschauungen und Werte, die er widerspiegelt, haben sich entwickelt, wurden verworfen, angepasst und neu gebildet.

Mein Vorgehen war induktiv: Zuerst kam die Erfahrung, dann die Suche nach Erklärungen, die halfen, das Erlebte einzuordnen. Und wenn ich auch die meisten Ideen und Gedanken in Texten Dritter vorgefunden und mir angeeignet habe, so ist doch dieser Essay allein aus meiner Blickrichtung geschrieben. Ganz andere Perspektiven wären möglich, ebenso sinnvoll und gleichberechtigt wahr, denn Leben und Denken hängen eng zusammen, und Anschauungen bilden und verändern sich mit Anlässen. Wie unwillkürlich dies geschieht, ist mir beim Schreiben dieses Textes erst ganz klar geworden – und auch, wie sehr die gesellschaftlichen Verhältnisse uns dabei bestimmen. Was diese Verhältnisse heute prägt, ist eine Ratio, die nahezu alles auf die Erreichung vorgegebener, zumeist wirtschaftlicher Ziele hin organisiert, ohne die Frage nach der Rechtfertigung der Zwecke überhaupt erst noch zu stellen. Dass auch ich mich der Herrschaft dieser instrumentellen Vernunft nicht entziehen konnte, bezeugt der Weg, der mich zu diesem Text geführt hat.

Ich wurde 1961 im Ruhrgebiet geboren und wuchs in einer sozialdemokratischen Familie auf. Mein Vater war als Meister in einem großen Chemiebetrieb Vertrauensmann der IG Chemie, meine Mutter später Stadträtin für die SPD.

Mit sechzehn trat ich in die Partei ein; das war in meiner Familie Normalität. Willy Brandt hatte als erster sozialdemokratischer Kanzler Demokratie und Teilhabe in Gesellschaft und Betriebe getragen; jung sein und links, das waren Synonyme.

Mein Elternhaus war in keiner Weise fromm, doch waren wir getauft und konfirmiert. Meine Mutter brachte ihre protestantische Religiosität vor allem dadurch zum Ausdruck, dass sie sich von allem abgrenzte, was sie für katholisch hielt. Dennoch versäumte sie nie, sich den alljährlichen päpstlichen Ostersegen Urbi et Orbi anzuschauen. Sie dachte wohl, wenn „die Katholen“ behaupteten, der Segen wirke auch über das Fernsehen, dann könne es nicht schaden, sich mitsegnen zu lassen – gewissermaßen ihre Version der Pascalschen Wette. Ich konnte mich mit der christlichen Mythenwelt, mit Jungfrauengeburt, Gotteßohnschaft und Auferstehung nicht anfreunden, und wer sich in der Nachfolge Jesu wähnte, war für mich ein scheinheiliger Heuchler. Damit war meine Beziehung zu Christentum und Kirche zunächst beendet.

Auch mit dem theoretischen Überbau der Linken konnte ich nichts anfangen: Adorno verstand ich nicht, und über Marcuses „Eindimensionalen Menschen“ schrieb ich als Jahresarbeit einen Verriss. Sein Versuch, alle gesellschaftlichen Probleme auf die Herrschaft der Verwertungslogik zurückzuführen, erschien mir zu pauschal, seine Unterscheidung falscher und richtiger Bedürfnisse anmaßend.

Nach dem Abitur studierte ich Volkswirtschaftslehre in Münster. Die VWL der 1980er Jahre war ein geschlossenes System mit hoher Selbstgewissheit bei fragwürdiger empirischer Fundierung. Der Homo oeconomicus immunisierte die Theorie gegen jede Verhaltensrealität, und die das Fach dominierende Mathematik diente weniger der Erkenntnis als der Distinktion. Die BWL, zu der ich bald wechselte, war anders: Hier stellten Zahlen die Wirklichkeit dar, und nahezu alles ließ sich optimieren. Die Vorstellung, dass die Welt im Grunde aus Problemen

besteht, die sich lösen lassen, wenn man nur die richtige Methode findet, faszinierte mich.

Nach dem Studium wurde ich Controller in der Großindustrie. Die Arbeit lag mir: Budgets erstellen, Abweichungen analysieren, Wirtschaftlichkeit berechnen. Die gesamte Wirklichkeit des Unternehmens ließ sich in Tabellen übersetzen, um aus objektiven Zahlenkolonnen vernünftige Entscheidungen abzuleiten. Der Controller sieht und bewertet alles; er ist der Hohepriester der betrieblichen Vernunft.

Als ich kaufmännischer Leiter wurde, veränderte sich die Perspektive. Ich musste führen, statt zu rechnen, und saß nun in Gesprächen, in denen es um Menschen ging. Dem Homo oeconomicus begegnete ich dort nicht. Menschen taten Dinge, die ökonomisch unsinnig waren, aus Gründen, die aus ökonomischer Sicht nicht existierten: Stolz, Status, Kränkung oder schlicht Gewohnheit. Dass diese Einsicht mich nicht demütiger machte, gehört zu den Ironien jener Zeit. Das Unternehmen wuchs in wenigen Jahren von fünfzig auf über fünfhundert Mitarbeiter, bald gab es Tochtergesellschaften auf vier Kontinenten, und ich war als junger Mensch Teil des Führungsteams, das diesen Weg gestaltet hatte. Die Arbeit wurde zum Maß aller Dinge, und ich mir selbst allmählich auch.

Mitten in diese Zeit fiel ein schwerer Verlust: In meiner Familie starb jäh ein geliebter Mensch. Alle Kategorien, nach denen ich meine Welt bisher geordnet hatte, versagten. Alles, was eben noch wichtig gewesen war, wurde schlagartig belanglos. Was blieb, waren Trauer und Schmerz, und was half, kam aus einer Welt, die ich längst hinter mir gelassen zu haben glaubte.

Eine einfühlsame Pfarrerin gab uns Trost, und ich erlebte, dass Religion, als Raum der Transzendenz und nicht als

orthodoxes Zwangssystem verstanden, uns etwas zeigen kann, das über die kalkulierende Vernunft hinausweist.

Beruflich wechselte ich in ein Beratungsunternehmen, um Cost-Cutting-Projekte in der chemischen Industrie zu leiten. Was auf den PowerPoint-Folien „Optimierung“ hieß, bedeutete, dass Menschen ihre Arbeit verloren. Die Methodik war brutal, die instrumentelle Vernunft herrschte in Reinform – und ich war Werkzeug ihrer Willkür. Nach zwei Jahren hatte ich genug und machte mich selbständig.

Strategieberatung versprach, was mir Freude machte: komplexe Probleme mit klarem Denken zu lösen. Doch mit der Zeit stellten sich Zweifel ein: Die Analysen waren richtig, die Empfehlungen schlüssig; und doch geschah oft wenig oder zumindest nicht das Geplante. Organisationen beharren, Menschen widersetzen sich noch den vernünftigsten Strategien. Eine Weiterbildung zum systemischen Business Coach lehrte mich schließlich, warum: Soziale Systeme lassen sich nur irritieren und nicht steuern, und jeder Mensch hat aus seiner subjektiven Perspektive fast immer gute Gründe für sein Verhalten, mag es von außen auch noch so unvernünftig erscheinen.

Neben die Beratung trat das Coaching. Die Führungskräfte und Spezialisten, die ihre Probleme in die Gespräche mitbringen – Konflikte, gescheiterte Entscheidungen, Erschöpfung –, leiden an Symptomen, deren Ursachen oft nicht in ihnen liegen. Die Welt, in der sie zu überleben versuchen, ist die kalte Welt von Zielvereinbarungen und Optimierungszwängen. Und längst begnügen sich die Unternehmen nicht mehr damit, Leistung einzufordern. Auf die Persönlichkeit der Mitarbeitenden selbst müssen sie Zugriff haben: Standardisierte Tests sortieren Menschen in Typologien und Farbcodes – der Versuch, auch noch das Innerste berechenbar zu machen.

All diese Erfahrungen lösten eine Suchbewegung aus.

Ich las die Frankfurter Schule neu und verstand, was mir als Schüler verschlossen geblieben war. Ich las Schopenhauer wieder, den scharfzüngigen pessimistischen Grantler, der doch in Kunst, Musik und Mitleid Hoffnung fand. Angeregt durch lange Gespräche mit meinem Sohn, entdeckte ich Didier Eribon und Édouard Louis, die zeigten, wie sich persönliche Erfahrung und Gesellschaftsanalyse verbinden lassen. Ein Buch zog das nächste nach sich, und irgendwann begann ich, meine Gedanken aufzuschreiben, für mich allein, ganz ohne Plan und Adressaten.

In dieser Zeit entdeckte ich die Klarinette wieder. Ich hatte sie als Jugendlicher drei Jahre lang gelernt und aufgehört, als anderes wichtiger erschien. Fast fünfzig Jahre später holte ich das Instrument wieder hervor und erlebte neu, was beim Musizieren geschieht und was Schopenhauer so beschreibt: „Das unaussprechlich Innige aller Musik, vermöge dessen sie als ein so ganz vertrautes und doch ewig fernes Paradies an uns vorüberzieht, so ganz verständlich und doch so unerklärlich ist, beruht darauf, dass sie alle Regungen unseres innersten Wesens wiedergibt, aber ganz ohne die Wirklichkeit und fern von ihrer Qual.“

Musik zu machen ist, als das Aufgehen in einer Tätigkeit, die keinen Zweck verfolgt außer sich selbst, das dionysische Gegenstück zu allem, was mein Berufsleben bestimmt hat. Ohne diese Erfahrung hätte ich meinen Text nicht schreiben können.

In den Stationen meines Lebens – der Hybris des Managers, der Brutalität des Cost-Cuttings, der Erschließung eines

anderen Denkens, der Wiederbegegnung mit Religion und Musik – spiegelt sich exemplarisch, was dieser Text beschreibt: wie tief die instrumentelle Vernunft das eigene Denken und Handeln durchdringt, und wie lang der Weg sein kann, dies zu bemerken.

Frankfurt a. M., im Juni 2026

EINLEITUNG

„Aber die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.“

Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung

Dass der Nationalismus je sein Haupt wieder erheben würde, war mir nachgerade unvorstellbar. Doch bei der Bundestagswahl im Februar 2025 wählten 10 Millionen Menschen, ein Fünftel aller Wähler:innen, die AfD¹. Und bei den Jungwähler:innen waren es 21%².

Das Pendel der Werte und Einstellungen schlägt nach rechts; Ausländerfeindlichkeit und Antisemitismus sind auf dem Vormarsch. Getrieben wird der Wertewandel von einem Missmut signifikanter Teile der Bevölkerung, dessen Ursachen weitgehend im Dunkeln liegen.

Gängige Vermutungen verorten den Ursprung dieser Unzufriedenheit in der Abfolge von Krisen der letzten Jahre und Jahrzehnte und in den aus ihnen resultierenden Ängsten.

Diese Erklärung greift zu kurz.

Denn die Unzufriedenheit wuchs schon in den Jahren der Prosperität. Und wäre sie tatsächlich eine Reaktion auf Krisen, so müsste sie sich abschwächen, sobald deren Auswirkungen bewältigt wurden. In Pandemie- und Eurokrise hat angemessene Politik vermocht, uns vor den schlimmsten Folgen zu bewahren, und dennoch wuchs das Unbehagen quer durch alle gesellschaftlichen Schichten, selbst dort, wo materielle Sorgen keine Rolle spielen.

Die Unzufriedenheit ist von ganz eigener Art: Kritik zu üben, um Defizite zu beheben, darum scheint es ihr im Kern nicht

mehr zu gehen. Mit Pragmatismus ist ihr gar nicht beizukommen; je rationaler die Politik, desto emotionaler die Reaktion; je vernünftiger das Argument, desto heftiger die Abwehr.

Was sich im Zorn auf „die da oben“ und in der Abwendung von demokratischen Institutionen offenbart, ist ein Leerraum, der mit Programmen und Initiativen nicht zu füllen ist: Wissenschaftliche Erkenntnis wird verweigert, politischer Kompromiss verachtet, Komplexität als Zumutung empfunden.

Diese Entwicklung, so lautet meine These, ist keine Krisenreaktion, sie ist vielmehr Widerstand, die „Rebellion der Unvernunft“ gegen das Leiden unserer Zeit.

Die Krankheit aber, die alle Funktionsbereiche der Gesellschaft infiziert hat und als deren Indikator ich die Unzufriedenheit deute, ist die allgegenwärtige Macht der instrumentellen Vernunft. Max Horkheimer hat sie bereits 1947 als die Pathologie der Moderne erkannt³, eine Rationalität, die nur noch nach dem Wie fragt und das Wozu den Kräften des Marktes überlässt. In unserer Zeit hat diese Logik sich zu einem drakonischen Diktat der Nützlichkeit entwickelt und negiert dabei ein tiefes menschliches Grundbedürfnis: die Sehnsucht nach dem Unverwertbaren.

Denn dort, wo alles Tun nur um eines anderen willen geschieht – das Lernen für den Beruf, der Beruf für den Verdienst, der Verdienst für den Konsum – wo die Gesellschaft nur noch Mittel kennt und keine Zwecke, da verliert die Frage „Wozu leben wir?“ ihren legitimen Ort. Die Wut richtet sich gegen das, was übrig bleibt: eine Welt der Mittel ohne Sinn.

Ich behaupte nicht, die instrumentelle Vernunft allein sei Ursache der gesellschaftlichen Unzufriedenheit; viele Faktoren kommen hier zusammen. Doch sie erzeugt als notwendige

Bedingung erst den Resonanzraum, in dem die anderen Elemente ihre Wirkungen entfalten.

Man könnte einwenden, mit dem Ölpreisschock in Folge des Irankriegs und der Angst vor drohender Deindustrialisierung habe die Unzufriedenheit endlich ihren legitimen Grund gefunden. Doch wenn das deutsche Leistungs- und Exportmodell erodiert, zeigt sich die Krise der instrumentellen Vernunft auf ihrem eigenen Terrain: Wo keine Zwecke bleiben, auf die man zurückfallen könnte, wird die Leere erst recht spürbar und die Sehnsucht nach dem Unverwertbaren dringlicher.

In dieser Lage stehen der Gesellschaft drei Optionen offen: Rückzug (Apathie), progressive Wendung (Solidarität und Ausbau des Gemeinsamen) oder Regression (Feindmarkierung und Sehnsucht nach autoritärem Durchgriff).

Dass heute generell der dritte Weg beschritten wird, liegt an der schnellen, affektiven Entlastung, die Regression verspricht, wo progressive Lösungen Zeit, Vertrauen und Selbstwirksamkeit erforderten, also gerade jene Elemente, die durch die Macht der instrumentellen Vernunft beschädigt wurden.

Mein Essay versucht, die fortschreitende Krankheit in Ursachen und Folgen zu verstehen, um Ansätze zu ihrer Überwindung aufzuzeigen; er folgt dabei der viergeteilten Logik einer ärztlichen Behandlung.

Am Anfang steht die Anamnese: die Beschreibung der Symptome der gesellschaftlichen Unvernunft, wie sie sich in den Debatten um Migration, Pandemie und Klimawandel zeigen.

Es folgt die Pathogenese, die Freilegung des Krankheitsmechanismus. Sie zeigt die instrumentelle Vernunft als Ursache der Pathologie und erklärt, wie Widerstand gegen sie zuletzt in Regression umschlägt.

Darauf die Diagnose, der Befund, wie instrumentelle Vernunft die Subsysteme der Gesellschaft dominieren konnte – Finanzmärkte und Ökonomie, Recht, Bildung, Sprache und selbst unsere Körper – und wie die Transzendenz als etablierte Heilbehandlung ihre Kraft verlor.

Im Therapieplan schließlich suche ich zuerst nach Wegen, den Griff der instrumentellen Vernunft zu lockern. Es geht um Übungen des Unverwertbaren, und mit der Rückgewinnung des Dionysischen um Räume, in denen ein anderes Leben Gestalt gewinnen kann. Erst dann wendet sich der Blick einer Vernunft zu, der emanzipatorischen, die Verständigung über Zwecke statt über die bloße Verwaltung von Mitteln möglich macht, den institutionellen Formen, die solche Verständigung tragen können, und schließlich den kleinen Schritten, in denen ein anderes Leben schon im Bestehenden erfahrbar wird.

ENDE DER LESEPROBE

Diese Leseprobe enthält Prolog und Einleitung des Essays.

Morten Schlothauer

Die Rebellion der Unvernunft

Über die Sehnsucht nach dem Unverwertbaren

Books on Demand, Hamburg

ISBN 978-3-696-37141-8

Paperback, 148 Seiten, 13,5 × 21,5 cm

10,48 € (D) · Erscheinungsdatum: 9. September 2026

Erhältlich im Buchhandel und über den BoD-Shop.

Presse und Rezensionsexemplare:

mos@morten-schlothauer.de

www.morten-schlothauer.de

ANMERKUNGEN

1 Die Bundeswahlleiterin: Bundestagswahl 2025 – Ergebnisse Deutschland, online verfügbar unter:

<https://www.bundeswahlleiterin.de/bundestagswahlen/2025/ergebnisse/bund-99.html>.

2 Statista, „Junge favorisieren AfD und Linke, Alte die Union“, Infografik, 2025, basierend auf Daten von Infratest Dimap, online verfügbar unter:

<https://de.statista.com/infografik/33994/stimmenanteile-bei-der-bundestagswahl-2025-nach-altersgruppen/>.

3 Horkheimer, Max: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft [Eclipse of Reason, 1947]. Hrsg. von Alfred Schmidt. Frankfurt a. M.: Fischer 1967.